

Offener Brief von Reinhold Schneider zur Frage der Aufrüstung und des Krieges.

Das katholische Wochenblatt „Der christliche Sonntag“ (Nr. 38/1950) veröffentlichte soeben folgenden Offenen Brief von dem bekannten Dichter Reinhold Schneider:

Lieber Freund!

Im „Christlichen Sonntag“, Nr. 34 vom 20. August, hast Du das Verhältnis des Christen zum Kriege erörtert. Du wirst mich nicht zu den „Böswilligen“ rechnen. Aber es ist doch klar, daß die Waage sich zugunsten derer neigt, die den Verteidigungskrieg für erlaubt, ja für eine Pflicht halten. Es ist die noch geltende Lehrmeinung. Du weißt, daß ich mich ihr nicht anschließen kann. Die Frage nach der Rechtfertigung des Krieges scheint mir die brennendste dieses Augenblicks zu sein, und zwar als religiöses, nicht als politisches Problem. Die religiöse Begründung Deiner Antwort berührt so mich schmerzlich, daß ich die Mitarbeit am „Christlichen Sonntag“ aufgeben muß. Zuerst möchte ich Dir danken für das Verständnis, das Du mir immer geschenkt, für die Entschlossenheit, mit der Du mich so lange vertreten hast. Es war gewiß eine belastende, sehr undankbare Aufgabe. Die ist nun von uns beiden genommen. Die Stunde eines einigermaßen freien Wortes kann nicht mehr lange währen. Wir sind bereits im Todeszirkel der Rüstung umschlossen und werden in kurzem Planungen unterworfen werden, die das Gewissen in der Öffentlichkeit verstummen lassen. Das „Verbrechen am Kriege“, an des Krieges geheiligter Person, wird so barbarisch geahndet werden, wie es immer geahndet worden ist. Es bleibt dann nur noch das Gewissen unseres persönlichen Lebens.

Der Christ versucht Jesus Christus nachzufolgen: das ist das erste; denn nur darauf ruht die Verheißung. Gerechtigkeit, Friede, die Ordnungen der Welt und Geschichte stehen nicht an erster Stelle. Jesus Christus hat nicht Notwehr geboten, sondern die Überwindung des Bösen durch das Gute. Aber auch die Notwehr, die ein Überfallener Auge in Auge mit seinem Gegner vollzieht, kann dem nicht gleichgesetzt werden, was ein moderner Staat verfügen muß, wenn er sich verteidigen will. Und der Hauptmann von Kapernaum? Luther berief sich auf die Worte Johannes, des Täufers an die Soldaten, um zum selben Ergebnis zu kommen. Ich verstehe nicht, wie man die Tatsache, daß ein Verbot nicht ausgesprochen ist, in eine Rechtfertigung umwandeln kann. Das Gleichnis von dem König, der gegen einen andern König zieht (Lukas 14, aber bitte nicht nur Vers 31, sondern auch die folgenden Verse), bietet die Antwort auf die Frage, wie der Christ das irdische Leben gewinnen soll. Er erkennt, die Welt ist doppelt so stark. Er bittet um Frieden, kehrt um, „entsagt allem“ — und nun ist er stärker als die Welt. Ich glaube wohl, daß die von Dir gegebenen Auslegungen in moral-theologischen Büchern stehen. Man kann das Evangelium aber nur aus seinem Geiste auslegen. Diesem Geiste widersprechen diese Auslegungen durchaus, wie wir alle wissen.

Gewiß: es werden Kriege sein bis zum Ende; das Ende der Welt, der Kirche — werden furchtbar sein. Erst nach dem äußersten Entsetzen werden wir eintreten in den neuen Himmel, die neue Erde. Uns ist gar nichts verheißt, als der Friede Christi, der freilich eine große Macht sein könnte, mitten in dieser Welt. In welchem Maße verhüllen wir uns das Geschichtsbild Jesu Christi, die Härte des Widerspruchs zwischen Geschichte und neuem Gebot, die eben die Wahrheit ist unseres geschichtlichen Lebens! Man erwidert: wir können doch nicht tatenlos zusehen, während der Angreifer sich zum Sprunge duckt. Gewiß nicht. Aber wir haben nur die Waffen

des Lichtes, und mit diesen sollten wir allerdings handeln. Schwebt die Welt in einer Gefahr, derengleichen sie noch nicht beschattet hat, so müßte auch etwas gewagt werden, was allem Herkommen widerspricht: eine große kühne Art, in das Lager des Gegners hinüberzuwirken, um seinetwillen. Ich bin überzeugt, es gibt Möglichkeiten christlichen Handelns, die noch nicht erschöpft, noch nicht einmal ergriffen worden sind. Der geschichtliche Erfolg ist uns freilich nicht versprochen. Das geschichtliche Dasein der Kirche und des Christen heißt Leiden bis zum Ende. Aber was dem Christen auch zugefügt werden mag: für ihn kann es sich immer nur darum handeln, wie er die Ungläubigen für Christus gewinnen, nicht wie er sie vertilgen soll.

Wenn aber alle diese Argumente falsch sein oder niedergeschlagen werden sollten, so müßten die Deutschen doch zurückschauern vor dem Schlachtfelde von 1866, das sie, unter hoher Ermächtigung, sich zu betreten anschicken. Unsere Herren, diesseits wie jenseits des Vorhangs, bewaffnen uns. Es kann sein, daß von zwei Brüdern der eine im Osten, der andere im Westen lebt, oder daß Vater und Sohn einander den Tod bereiten, was unseren ungläubigen Vorfahren als die äußerste Tragik erschien. Freilich: die moderne Kriegstechnik ist „barmherzig“. Sie verbirgt uns, was wir tun. Sie verbirgt auch das Sterben der Frauen, Kinder und Kranken in den Kellern. Um so mehr sollten wir wissen, was wir tun, um so leidenschaftlicher sollten wir uns wehren gegen jeden, vielleicht sogar „gut“ gemeinten Versuch, die Gewissen zu beschwichtigen. Aus christlicher Nächstenliebe, um unseren Freunden zu helfen, rüsten wir uns, um unsere Brüder zu ermorden. Parlamente und Regierungen, die einen solchen Greuel ermöglichen sollten, haben kein Recht mehr, sich als Vertreter des Volkes auszugeben. Aber fallen uns in dieser Gefahr nicht die Schuppen von den Augen? Sehen wir nicht, daß jeder Krieg Bruderkrieg ist?

Die Not wächst von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Krieg zu Krieg. Ihr Sinn ist das Zeugnis, das sie uns abfordert. Wir sollen bezeugen, daß die Verheißung unser Leben ist. Das ist das Zeugnis, auf „daß die Welt glaube“. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß die Kirche in der nächsten Heimsuchung dieses Zeugnis glorieus ablegen wird. Aber es ist ein furchtbarer Schmerz, daß der Geist dieses Zeugnisses, auf den sie morgen angewiesen sein wird, in dieser Stunde höchster Gewissensnot unseres Volkes nicht spricht.

Unter dem „Schild der Atombombe“ ist nicht der Ort der Kirche.

Wie gesagt, die Stunde läuft ab. Von allen auf Entsetzliches weisenden Vorzeichen ist für mich das Beunruhigendeste dieses: daß die Schlachtfelder gesegnet werden — noch ehe der Staat es fordert. Noch versuche ich, eine Hoffnung zu behaupten. Die Gnade handelt ja frei, nicht nach unserem Ermessen. Aber vom Menschen kann diese Hoffnung nur auf dem gelebten Zeugnis begründet werden.

Und das ist nun wirklich ein Abschiedswort. Ich glaube es schuldig zu sein, wenn auch nur zwei oder drei sein mögen, die es erwarten. Darum bitte ich Dich noch einmal um Dein Verständnis und Deine Hilfe. In der alten Freundschaft und Dankbarkeit

Dein Reinhold Schneider.